

Florence Vuichard
und Niklaus Vontobel

Verstummt sind die einst lauten Klagen über den Fachkräftemangel, verschwunden die Zettel an Türen von Restaurants, die wegen fehlenden Personals den Betrieb reduzieren müssen. Im Gegenteil: Nun, so scheint es jedenfalls, haben plötzlich alle zu viel Personal.

Zahlreiche Unternehmen setzen den Rotstift an. Beim Snackautomatenbetreiber Selecta sollen 80 Jobs abgebaut werden, beim Reisebüro Dertour Hotelplan sind es 250, beim Pharmariesen Novartis 550, bei der SRG gar 900, und beim frisch fusionierten Versicherungskonzern Helvetia Baloise sollen hierzulande bis zu 1800 Stellen wegfallen. In den vergangenen Wochen jagte eine Hiobsbotschaft die nächste.

Der Boom am Schweizer Arbeitsmarkt ist vorbei. Sichtbar vorbei. Die Wende zum Schlechteren hat jedoch schon vor knapp drei Jahren eingesetzt, wie der Arbeitsmarktökonom Michael Siegenthaler vom KOF-Institut der ETH Zürich festhält. Die verschiedenen Indikatoren, etwa zur Beschäftigung oder zur Anzahl offener Stellen, hätten sich seither immer mehr verschlechtert. Der Rückgang hat zuerst Teile der Industrie erfasst, später trübte sich die Lage auch im Dienstleistungssektor ein, wie etwa in der IT, der Kommunikation oder im Handel.

Unter dem Strich nimmt die Beschäftigung jedoch weiterhin zu – trotz des Abbaus in der Privatwirtschaft. Denn dieser werde überkompensiert durch den Aufbau beim Staat sowie bei den parastaatlichen Institutionen wie Spitälern oder Schulen, sagt UBS-Chefökonom Daniel Kalt. Sein Fazit: «In der Schweiz wächst fast nur noch der Staat.»

Europa ist das grössere Problem als Trump

Meldungen von Stellenabbau häufen sich, die Arbeitslosenquote steigt: Fällt der Schweizer Arbeitsmarkt nun in eine Job-Rezession? Nein, sagt Kalt. Die Entwicklung sei zwar bedenklich, das Wirtschaftswachstum unterdurchschnittlich. Doch eine Rezession werde es nicht geben. Auch KOF-Ökonom Siegenthaler spricht bloss von einer Abkühlung nach einer überhitzten Phase. Mitte des nächsten Jahres werde sich die Lage auf dem Arbeitsmarkt stabilisieren. Die Arbeitslosigkeit steigt gemäss Prognosen bis Mitte 2026 an, danach dürfte der Plafond erreicht sein, sagt Siegenthaler.

Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) und das KOF-Institut gehen beide für 2026 von einer Arbeitslosenquote von 3,1 Prozent aus. Diese Zahl erfasst alle Personen, die bei den Arbeitsvermittlungszentren gemeldet sind. Laut den international vergleichbaren Zahlen der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO), die per Umfrage alle erwerbslosen Personen auf Arbeitssuche ermittelt,



Unternehmen trennen sich von ihren Angestellten.

Bild: Ikon/Imago

Arbeitsmarkt: Auf den Boom folgt der Fall

Firmen streichen Jobs, die Arbeitslosigkeit steigt.

klettert der Wert gemäss der KOF-Prognose auf 5 Prozent. «Das sind im historischen Vergleich überdurchschnittlich hohe Quoten», sagt Siegenthaler. Die Erklärungen für den Kon-

junkturereinbruch sind vielfältig, wie UBS-Chefökonom Kalt ergänzt. «Hauptgrund ist aber die Schwäche in Europa, allen voran die nun seit acht Jahren andauernde Stagnation in Deutsch-

land.» Darunter leide auch die hiesige Exportindustrie. «Europas Schwäche ist für die Schweizer Unternehmen viel schlimmer als Donald Trumps Zollhammer», sagt Kalt. Der Zollstreit und die verschiedenen Handelskonflikte hätten den Einbruch beschleunigt. Die Seco-Experten zeigten sich zuletzt etwas optimistischer und verkündeten Mitte Dezember eine «leichte Aufhellung der Aussichten». Namentlich die von Trump versprochene rückwirkende Zollsenkung auf 15 Prozent. Damit wurde die Planungssicherheit gestärkt, insbesondere für die direkt betroffenen Branchen und Unternehmen.

Dennoch: Die Unsicherheiten bleiben gross. Die Wirtschaft schwächelt, weltweit und insbesondere in Deutschland, dem traditionell wichtigsten Handelspartner der Schweiz. Die geopolitischen Spannungen

nehmen zu, die USA und China ringen um die Vormachtstellung, die alte regelbasierte Weltordnung schwindet dahin, und Trump fuchelt wild mit dem Zollhammer. Das alles erschwert das Geschäftemachen – und drückt auf die Stimmung.

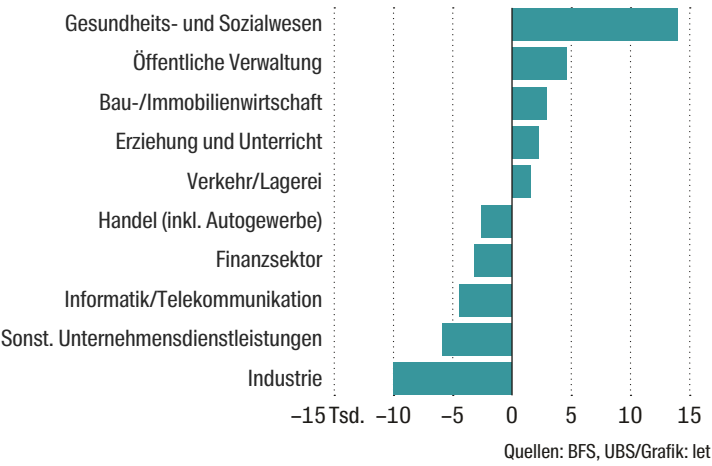
Die Stimmung wird schlechter

Die Trendwende widerspiegelt sich auch in der Umfrage, die der Bund regelmässig unter Konsumenten durchführt. Diese zeigt, dass zuletzt auch die Einschätzung zur Arbeitsplatzsicherheit sich verschlechtert hat.

Mit dem Jobboom, welcher auf Corona folgte, war diese Sicherheit zwischenzeitlich noch als gut beurteilt worden. Doch seit ungefähr einem Jahr geht es abwärts. Dies ist einer der Hauptgründe für die insgesamt schlechte Konsumentenstimmung.

Die Privatwirtschaft schrumpft, der Staat wächst

Veränderung der Beschäftigung zwischen 3. Quartal 2024 und 3. Quartal 2025, gemessen in Vollzeitstellen (in Tausend).



Quellen: BFS, UBS/Grafik: let

Auswahl von Stellenabbauplänen der letzten zwei Monate

- 16. Oktober: **Nestlé** streicht bis 2027 rund 16'000 der weltweit insgesamt 277'000 Stellen. Davon womöglich bis zu 500 in der Schweiz.
- 4. November: Der Werbevermarkter **Goldbach**, der zum Medienkonzern TX Group gehört, streicht bis zu 65 Stellen.
- 24. November: Die **SRG** streicht bis 2029 bis zu 900 Stellen.
- 25. November: Der Pharmakonzern **Novartis** plant bis Ende 2027 den Abbau von rund 550 Stellen in Stein AG.
- 25. November: Das Heilmittelinstitut **Swissmedic** baut in den nächsten zwei Jahren 45 Stellen ab.
- 26. November: Der Snackautomatenhersteller **Selecta** streicht bis zu 80 Stellen in der Schweiz.
- 26. November: Die **Migros Zürich** schliesst vier Outlet-Läden, 24 Angestellte verlieren ihren Job.
- 2. Dezember: Bis Ende 2027 baut der Reiseanbieter **Dertour Suisse** nach der Übernahme von **Hotelplan** 250 Stellen ab.
- 10. Dezember: Gemäss «Bloomberg» plant der Pharmakonzern **Pfizer** in der Schweiz einen massiven Stellenabbau. Ein paar Tage später «korrigierte» Pfizer die Meldung gegenüber der NZZ: «Nur» 30 der 300 Mitarbeitenden in der Schweiz erhalten die Kündigung.
- 9. Dezember: Der neu fusionierte Versicherungskonzern **Helvetia Baloise** streicht weltweit bis zu 2600 Stellen, davon bis zu 1800 in der Schweiz.
- 15. Dezember: Die Ruag-Firma **Beyond Gravity** kündigt einen nicht näher bezifferten Stellenabbau an.
- 16. Dezember: Der Stromkonzern **Alpiq** will in den nächsten 12 bis 24 Monaten in der Schweiz rund 40 bis 45 Stellen streichen.

L'IA s'invite pour les achats de Noël et force les détaillants à s'adapter

E-COMMERCE Face aux changements d'habitudes des consommateurs lors de leurs emplettes en ligne, les plateformes adoptent différentes stratégies pour rester compétitives

LASSILA KARUTA, ZURICH

Avez-vous utilisé ChatGPT pour trouver le cadeau idéal à offrir lors des fêtes de fin d'année? Si oui, vous n'êtes pas le seul. Selon un sondage de Shopify, un spécialiste de l'e-commerce, deux tiers des consommateurs dans les pays développés et cinq sixièmes des 18-24 ans auront cette année eu recours à l'IA pour réaliser cette tâche, jugée fastidieuse par nombre de personnes.

«Si les recherches débutent dans ChatGPT, par exemple, et non plus chez Galaxus ou Amazon, cela peut avoir de nombreux inconvénients pour ces plateformes d'e-commerce, dont la perte de trafic des clients et de certains revenus. Par ailleurs, aux Etats-Unis, la clientèle peut déjà directement réaliser ses achats dans ChatGPT sans devoir aller sur le site vendant le produit», fait remarquer le spécialiste de

l'e-commerce David Morant du cabinet de conseil zurichois Carpathia.

Face à cette évolution technologique, le géant de l'e-commerce Amazon a déjà pris des mesures pour se protéger, relate un article du magazine *The Economist*. Le groupe fondé par Jeff Bezos, qui génère 10% de ses revenus via la publicité sur son site, empêche les robots d'indexation d'OpenAI (fondateur de ChatGPT) de collecter des informations sur sa plateforme. L'entreprise poursuit en justice Perplexity, une autre entreprise spécialisée dans l'IA, affirmant que son navigateur Comet a parcouru le site web d'Amazon en se faisant passer pour un humain. Ce que Perplexity nie.

Nouvelle fonction

Le poids lourd du commerce de détail américain Walmart a en revanche adopté une position différente. Le groupe a annoncé en octobre vouloir collaborer avec OpenAI pour permettre aux consommateurs d'acheter directement un bien sur la plateforme ChatGPT grâce à la nouvelle fonction «instant checkout» de ce dernier.

«Nous observons attentivement le marché et cherchons actuellement à optimiser notre site pour les grands modèles de langage (LLM)», des programmes d'IA à partir desquels les chatbots sont développés, répond pour sa part un porte-parole de Galaxus, la plus grande plateforme de vente en ligne en Suisse.

«Aux Etats-Unis, la clientèle peut déjà directement réaliser ses achats dans ChatGPT»

DAVID MORANT, DE CARPATHIA

Les enjeux ne sont pas les mêmes qu'aux Etats-Unis, l'adoption des outils d'intelligence artificielle est moins élevée en Suisse, mais la filiale de Migros risquerait aussi à moyen et long terme de perdre une partie de ses recettes, si l'utilisation des chatbots venait à se développer.

Pour améliorer le service sur son site, Galaxus vient de lancer un

«assistant» permettant de personnaliser la recherche lorsque le client est connecté à son compte, une initiative que Walmart et Amazon ont également mise en place pour contrer la concurrence des chatbots.

Selon Carpathia, notre pays se situe dans la moyenne supérieure en matière d'adoption de l'IA, que ce soit pour un usage professionnel ou privé. Cependant, l'acceptation d'applications d'IA plus complexes, qui nécessitent par exemple le partage d'identifiants et de données personnelles, est plutôt faible.

Les commerçants helvétiques s'efforcent maintenant de trouver des moyens pour améliorer leur référencement au niveau des chatbots IA, afin que ces derniers recommandent leurs produits aux consommateurs, le moteur de recherche Google ayant perdu des parts de marché dans ce secteur.

«A l'avenir, les détaillants et marques en ligne doivent aussi mieux appréhender l'origine du trafic sur leurs sites et adapter leur stratégie en fonction notamment des coûts de référencement sur Google ou ChatGPT, par exemple», conclut David Morant. ■

Alors que le chômage grimpe, un diplôme et des stages ne suffisent pas à trouver un premier emploi fixe

L'ENFER DU PREMIER JOB

MAUDE BONVIN

Marché du travail ► Pas facile de décrocher son premier job. Le taux de chômage des jeunes a progressé de plus de 13% en l'espace d'un an pour se fixer au-dessus des 3%. Au sens du Bureau international du travail (BIT), il atteint même plus de 10%. «C'est un indicateur qui appelle une vigilance particulière», prévient le directeur général d'Interiman Group, Raphael Schmid. D'autant plus que ce phénomène n'est pas près de se résorber puisque la pression sur le marché du travail devrait encore monter d'un cran l'an prochain.

Selon le directeur des opérations d'Adecco pour la Suisse romande Patrik Heldner, les entreprises helvétiques prennent davantage de temps pour recruter du personnel, du fait du ralentissement conjoncturel. «Le marché se refroidit dans les emplois fixes. Nos clients sont plus attentifs aux coûts», signale-t-il. Conséquence: le nombre de personnes à la recherche d'un emploi a progressé de 17% en l'espace d'un an. Le chômage des jeunes touche essentiellement les diplômés du secteur tertiaire.

Horizon bouché

Pierre* ne fait pas exception à la règle. Après des études menées tambour battant, un poste à durée déterminée et un doctorat en sociologie, il a dû se résigner à pointer au chômage. Devenir chercheur, c'est le job dont il rêve depuis ses débuts à l'université. Il ne se fait cependant guère d'illusions: «Se lancer dans une carrière académique est quasi suicidaire. L'horizon est bouché car les places de travail sont très rares en Suisse. Il faut donc sacrifier sa vie sociale pour se rendre à l'étranger.» Le Vaudois se dit prêt à gagner la France ou l'Allemagne pour poursuivre son rêve mais pas l'autre bout du monde où il décrocherait de toute manière un contrat de courte durée.

Sur sol helvétique aussi, 80% du travail de recherche académique est effectué par des employés à durée déterminée. Pierre estime ses chances de devenir un jour professeur d'université à une sur dix. En attendant, le chemin est encore long. Le jeune homme l'évalue à une dizaine d'années.

Avec les programmes d'austérité budgétaire de la Confédération et de certains cantons, les postes diminuent même dans le corps universitaire intermédiaire et la concurrence se fait de plus en plus vive. Pierre a par exemple postulé pour un travail à 40% d'une durée de deux ans et qui ne nécessitait pas d'avoir un doctorat, il a été recalé face aux 130 postulations reçues.

Dans un an et demi, Pierre arrivera en fin de droit, s'il ne trouve pas son bonheur d'ici là. Il devra alors se réorienter. «Prendre ce virage serait évidemment dur. Mais arrive fatalement le moment où il faut faire le choix de la sécurité. J'ai dans mon entourage des chercheurs de 50 ans qui changent complètement de secteur, faute d'avoir trouvé un poste fixe», déplore-t-il. Au chômage depuis mai dernier, Irina* en est



Au sens du Bureau international du travail (BIT), le chômage des jeunes a dépassé les 10% en Suisse. KEYSTONE-ARCHIVES

UN AN ET DEMI DE GALÈRE

Le Fribourgeois Ruben Marques raconte ses mois de doute et faux espoirs avant d'avoir décroché son job de rêve.

Après un bachelor à l'Ecole hôtelière de Lausanne (EHL) en 2023, Ruben Marques a mis presque six mois pour décrocher un emploi à durée déterminée. «J'ai un peu déchanté car je pensais trouver un stage plus facilement», déclare-t-il. Le Fribourgeois n'en était alors pas à son coup d'essai. Il avait déjà travaillé durant une année entre ses années d'études et avait aussi effectué des missions professionnelles de plus courte durée dans le cadre de sa formation.

Ruben Marques apprécie énormément son stage mais lorsqu'il comprend que son contrat à durée déterminée ne sera pas renouvelé en 2024, il ressent une petite déception. Et de se désoler que des entreprises multiplient les stages sans proposer de postes fixes. Pas abattu pour autant, le jeune diplômé se met en mode «recherche d'emploi intensive». «J'envoyais entre 20 et

30 CV par mois. J'ai postulé dans le monde entier, de Madagascar à l'île Maurice, en passant par l'Afrique du Sud», se rappelle-t-il. Le Fribourgeois parle 4 langues.

Un an et demi après son stage et un passage par la case chômage, Ruben Marques finit par trouver un poste fixe dans le domaine de l'événementiel, son job de rêve. Il s'éclate depuis quelques semaines dans son nouveau travail.

Il tire de ces 18 derniers mois un bilan plutôt amer. «J'ai découvert un monde de la recherche d'emploi assez dingue. J'ai eu beaucoup d'entretiens d'embauche mais les procédures prenaient énormément de temps. Je postulais par exemple en janvier pour recevoir une réponse négative seulement en mars. J'ai parfois passé 4 à 5 entretiens d'embauche pour au final ne pas être retenu. C'était frustrant même si je comprenais le processus des entreprises», explique-t-il. Le plus rageant? Se faire voler la politesse par un candidat plus expérimenté que lui alors que le poste mis au

concours n'exigeait pas 5 années d'expérience. S'il devait donner un conseil aux jeunes à la recherche d'un emploi, Ruben Marques répète comme un mantra les mots «patience et organisation». Devant les postulations qui s'accumulaient, le jeune homme a tenu un tableau précis de chaque étape de ses recherches. Il savait ainsi précisément quand il devait relancer une entreprise. «Face à un marché du travail overbooké, je préconise de personnaliser son CV à chaque candidature. Il faut aussi l'optimiser en allant droit au but», souligne-t-il.

Sur le plan psychologique, le Fribourgeois indique qu'il est important d'être entouré. «La famille et les amis peuvent aider lorsque les nuages noirs s'accumulent dans la tête. Il ne faut pas se décourager devant les nombreux refus. Une opportunité professionnelle peut arriver de nulle part», signale-t-il. Un dernier conseil? «Aller au lit en se disant que le travail de recherche d'emploi du jour a été fait, sans culpabiliser.» **MBO**

à une centaine de postulations sans aucun entretien d'embauche. Elle reçoit des réponses types du style qu'un candidat répondant mieux aux exigences du poste a été engagé. La jeune femme commence à se décourager et se demande si sa nationalité étrangère pèse dans la balance. «En parallèle, je me suis lancée dans un processus de naturalisation pour avoir plus d'opportunités sur le marché du travail», précise la titulaire d'un master en sciences sociales qui rêve d'œuvrer dans la communication ou le marketing.

«Se lancer dans une carrière académique est quasi suicidaire»

Pierre*

Un secteur bouché? Irina le reconnaît. «Il y a énormément de demandes pour peu d'offres. Des centaines de personnes répondent à une même annonce.» Et de dresser un sombre constat: «Il n'y a pas assez de places juniors qui permettent aux jeunes diplômés de trouver un poste. Nous sommes en concurrence avec des postulants qui ont trois ans de pratique. Nous avons les études mais pas assez d'expérience. C'est le serpent qui se mord la queue. Tant qu'un employeur ne nous fait pas confiance, nous ne mettrons jamais le pied à l'étrier.»

Le stress financier commence à gagner Irina. Si elle ne trouve pas de job d'ici quelques mois, elle devra retourner travailler comme vendeuse, un emploi qu'elle occupait durant sa formation. «J'ai énormément aimé mes études en sciences sociales mais je me demande si j'ai fait le bon choix», confie-t-elle. En attendant, elle entamera une formation en marketing au début de l'année prochaine.

Concurrence de l'IA

«Les métiers standardisés qui correspondent souvent aux premiers jobs décrochés par les jeunes diplômés sont davantage freinés par l'IA», souligne la responsable de la communication d'Adecco, Nadia Vitale.

Face à ce problème, Raphael Schmid conseille aux demandeurs d'emploi d'activer leur réseau, de ne pas négliger l'apprentissage des langues et de ne pas hésiter à se faire coacher. Une étape intermédiaire, comme un stage ou un contrat à durée déterminée, reste une case à ne pas manquer. «Dans un marché du travail plus sélectif, le premier emploi est souvent un poste à durée limitée. C'est d'ailleurs une bonne manière de décrocher un poste fixe», souligne le spécialiste du recrutement. Un emploi à durée déterminée sur deux mène à un contrat fixe. Pour ne pas se décourager dans la recherche du Graal, Raphael Schmid préconise de se fixer des objectifs réalistes. «Nous avons des candidats dont le job est de créer un business plan pour trouver un travail», conclut-il. **I**

*Noms connus de la rédaction.

Home-Office schadet der Karriere

Studien zeigen, dass Heimarbeit die Aufstiegschancen hemmt – besonders bei Berufsanfängern



Bei den Angestellten ist Home-Office beliebt – bei den Vorgesetzten jedoch nicht selten verpönt.

ILLUSTRATION IDA GÖTZ/NZZ

ERIC MATT

Die Winterzeit ist angebrochen, die Tage sind nass und kalt. Der allmorgendliche Weg ins Büro ist da besonders unbeliebt. Viel verlockender ist es, sich mit Laptop und einer Tasse Tee neben den Kamin zu setzen. Was gemütlich klingt, stösst oft auf Widerstand. Denn über Jahrzehnte hinweg war mobiles Arbeiten bei Angestellten zwar beliebt, bei Vorgesetzten aber verpönt. Chefinnen und Chefs waren überzeugt: Daheim bleiben nur die Faulenzer.

Der ehemalige Trigema-Chef Wolfgang Grupp etwa sagte einmal: «Wenn einer zu Hause arbeiten kann, ist er unwichtig.» Der Tesla-Chef Elon Musk bezeichnete Home-Office als «moralisch falsch» und «Bullshit». Und Sam Altman, CEO von Open AI, sagte, es sei «einer

der grössten Fehler der Tech-Industrie gewesen, zu glauben, jeder könne für immer von daheim aus arbeiten».

Zwar zeigen derartige Aussagen, dass das Thema weiter umstritten bleibt. Dennoch hat sich mit Beginn der Corona-Pandemie Anfang 2020 diese Wahrnehmung stark geändert. Heute bietet fast jedes Unternehmen teilweise Home-Office an. Viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erachten dies gar als selbstverständlich. Eine Selbstverständlichkeit, die aber der Karriere schaden kann.

Nicholas Bloom, Professor an der Stanford-Universität, hat das Thema Home-Office intensiv erforscht. Er sagt, dass es eine Art kritischen Schwellenwert für das Arbeiten von zu Hause aus gibt. Dieser liege bei einem 100-Prozent-Pensum bei zwei Tagen pro Woche.

Wer öfter von zu Hause aus arbeite, der behindere die eigene Beförderung.

Präsenz fällt auf

Der dahinterliegende Mechanismus ist klar. Studien zeigen, dass Angestellte durch die Möglichkeit von Home-Office eine grössere Flexibilität und Zufriedenheit erleben. Das steigert die Motivation – und bestenfalls die Produktivität. Aber: Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die im Büro physisch präsent sind, kommen öfter mit ihren Vorgesetzten in direkten Kontakt. Mal trinkt man einen Kaffee, mal gibt es ein informelles Gespräch auf dem Gang. Angestellte können so leichter Kontakte knüpfen, fallen stärker auf. Bei sonst gleichen Qualifikationen kann das entscheidend sein.

In einer Studie, die 2024 in der Fachzeitschrift «Nature» veröffentlicht wurde, hatte Bloom ein halbes Jahr lang die Home-Office-Tätigkeit und die Beförderungen von 1600 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Trip.com analysiert. Dies ist ein chinesisches Online-Reisebüro, das an der amerikanischen Tech-Börse Nasdaq kotiert ist.

Eines der Hauptergebnisse der Studie: Um keinen Nachteil zu erleiden, sollte man häufiger im Büro sein als im Home-Office. So sind drei Tage im Büro und zwei daheim in Ordnung. Bei Personen, die jedoch nur einen Tag pro Woche im Büro sind, geht die Beförderungsrage um fast 50 Prozent zurück. Dieser Effekt gilt insbesondere für Berufsanfänger, die noch eine stärkere Betreuung brauchen und sich ihr berufliches Netzwerk erst aufbauen müssen.

Der Management-Professor Florian Kunze ist Studienleiter der Konstanzer Home-Office-Studie. Dies ist die wohl wichtigste Analyse zum Thema im deutschsprachigen Raum. Ins Leben gerufen wurde das Forschungsprojekt im März 2020, seitdem gab es 18 Befragungszeitpunkte. Auch Kunze sagt, um die eigene Karriere zu fördern, «muss man sichtbar sein, was im Büro deutlich einfacher ist». Jeder, der an seine eigene Arbeit und hybride Konferenzen denkt, dürfte diesen Eindruck bestätigen: Mitarbeiter, die sich per Videotelefonie dazuschalten, melden sich deutlich seltener und nehmen kaum an Diskussionen teil.

Obwohl es wissenschaftlich widerlegt ist, setzen viele Führungskräfte eine stärkere Präsenz sogar mit einer besseren Leistung gleich. Kunze rät daher: «Wer hohe Karriereambitionen hat, sollte vier oder gar fünfmal die Woche ins Büro kommen.» Dies gelte insbesondere in traditionell eingestellten Branchen wie dem Versicherungs- oder Bankensektor.

Firmen verschärfen die Regeln

Wie stark Home-Office der Karriere schadet, hängt auch von der Führungskraft ab. Viele Chefs sind gegenüber dem mobilen Arbeiten weitaus skeptischer als deren Angestellte. Führungskräfte schätzen es, Kontrolle zu haben. Diese ist bei einem physischen Zugang zu den Mitarbeitern einfacher.

Auffällig ist auch, dass Home-Office der Beförderung umso stärker schadet, je höher die Karriereleiter erklommen wird. So zeigt die Konstanzer Home-Office-Studie, dass sich 16 Prozent der Chefinnen und Chefs auf der unteren Führungsebene eine stärkere Präsenzpflcht wünschen. Auf der Ebene der Abteilungsleiter steigt dieser Wert auf 27 Prozent und in der Geschäftsführung auf 32 Prozent. Dies liegt wohl unter anderem daran, dass, je höher die Führungsebene ist, desto älter die Führungskräfte sind. Sie selbst schafften es auf diese Position in einer Zeit, in der Home-Office wesentlich weniger verbreitet war. Im Laufe der Jahre könnte sich dies somit auch ändern, wenn Personen, die selbst von Home-Office profitiert haben, in die Chefetage vorstossen.

Parallel zur wirtschaftlichen Erkenntnis zieht die Wirtschaft ihre Zügel an. Internationale Konzerne wie SAP, Amazon oder Volkswagen verschärfen ihre Home-Office-Regeln, ebenso Schweizer Schergewichte wie UBS, Stadler Rail oder Swisscom. Die Botschaft ist klar: Wer Karriere machen will, sollte den Tee am Kamin gegen einen Kaffee im Büro eintauschen.

Australia's biggest pension fund to cut stocks exposure on AI fears

AustralianSuper warns of 'maturing' US tech cycle and worries over high valuations

Financial Times Europe
20 déc. 2025
MARY MCDUGALL

Australia's largest pension fund is planning to reduce its allocation to global equities next year, amid signs that the artificial intelligence boom in the US stock market could be running out of steam.



John Normand, head of investment strategy at the A\$400bn (US\$264bn) AustralianSuper, told the Financial Times that not only did valuations of big US tech companies look high relative to history but the leverage being used to fund AI investment was increasing “very rapidly” — as was the pace of fundraising through mergers, venture capital and public listings.

“I can see some forces lining up that we are looking for less public equity allocation at some point next year,” Normand said in an interview.

“It’s the basic intersection of the maturing AI cycle with a shift towards Fed[ederal Reserve] tightening in 2027.”

Normand’s comments come with the tech-heavy Nasdaq Composite index up about 19 per cent so far this year after rises of about 43 per cent and 29 per cent in the previous two years — despite growing speculation among some investors that the boom in AI capital spending has pushed some valuations to unsustainable levels.

Chip giant Nvidia has doubled from its April low following President Donald Trump’s so-called “liberation day” US tariff announcements and is up more than 30 per cent this year to leave it with a price/earnings ratio of 43 times.

Google parent Alphabet has leapt about 60 per cent and is trading at about 30 times earnings.

International stock indices are dominated by US equities, particularly Big Tech and AI — with the so-called Magnificent Seven US megacap tech stocks alone accounting for about one-quarter of the MSCI World index.

Across its portfolio, AustralianSuper at present has its largest overweight position relative to the index in international equities at 3 percentage points higher than its benchmark

allocation.

Normand said he did not think Allinked stocks were yet in a bubble but, since October, he had been diversifying the fund's overseas equity allocation by adding more exposure to listed infrastructure companies.

"There are different ways you can diversify in listed and unlisted markets . . . we took the decision to first diversify through a listed infrastructure index because it's quite easy to execute," Normand said, adding that achieving the same level of diversification in private markets "takes more time" given the nature of the assets.

AustralianSuper is not alone in its caution on AI. A number of UK pension funds are cutting back their exposure to US equities amid concerns over the market's growing concentration in a small number of megacap tech stocks and the risk of a bubble.

Schemes have been shifting allocations to other geographic regions or adding protection against falling stock prices.

John Graham, chief executive of Canada's largest pension fund, CPPIB, told the FT this month that he was "worried about the concentration risk" in US equity markets and was "knowingly underweight" AI in the C\$777.5bn (US\$563bn) fund's allocation to American assets.

Looking ahead to next year, Normand said he expected to add more exposure to private equity, which has suffered from a lack of funding in recent years after a rapid rise in interest rates hampered dealmaking and lowered the distributions paid back to investors, prompting many to pull back from the sector.

"I think next year will be the year where by the end of 2026 PE [private equity] will deliver more than public equities and that'll be a big change," he said.

Private equity groups raised \$592bn in the 12 months to June, their lowest tally for seven years, according to data from Preqin.

Geographically, the former JPMorgan strategist said he doesn't have "strong views", noting a "tendency to think that the US can no longer lead because of the policy dynamics in coming out of Washington or because of the maturing of the AI cycle.

"All that may be true but it doesn't mean some other region in the world is going to lead consistently enough to be worth overweighting on a mediumterm basis," he added.

Normand also thinks there is an "underlying vulnerability" in bond markets because investors are at present only pricing in one quarter percentage point interest rate increase for the Fed in 2027 — whereas history suggests the central bank normally lifts rates by more than that in the year after an easing cycle.

"When that repricing occurs, it would tend to impact expensive assets the most," Normand said.

He added that the expensive assets "tend to be centred around tech sector and AI theme — it doesn't mean this is the end of the story, it just means we have to be mindful of the risks that we manage".

Kantone gegen Individualbesteuerung

Abschaffung der Heiratsstrafe Der Unmut der Kantone ist gross. Erst zum zweiten Mal in der Geschichte ergriffen zehn Stände das Kantonsreferendum. Nun zeigt sich: Es lehnen sich noch viel mehr gegen die Steuerreform auf.

Iwan Städler

Es geht um viel am 8. März. Dann stimmt das Schweizer Volk darüber ab, ob es das Steuersystem umkrempeln und so die Heiratsstrafe abschaffen will. Neu sollen Ehepartner getrennt veranlagt werden – wie Konkubinatspaare. Es wäre die grösste Steuerreform seit der Einführung der Mehrwertsteuer 1995.

Historisch ist aber nicht nur die Reform, die Bundesrat und Parlament vorschlagen. Historisch ist auch der Widerstand, der ihr erwächst. Gleich zwei Referenden wurden dagegen ergriffen und sind auch zustande gekommen. Zum einen sammelte eine überparteiliche Allianz von SVP, Mitte, EVP und EDU über 65'000 Unterschriften. Zum anderen haben zehn Kantone das Kantonsreferendum ergriffen. Dafür braucht es laut Verfassung mindestens acht Stände.

Erst zum zweiten Mal in der Geschichte machen die Kantone von diesem Recht Gebrauch. Das erste Mal wehrten sie sich vor gut 20 Jahren gegen ein Steuerpaket, das darauf prompt vom Volk verworfen wurde.

Auch der Protest gegen die Individualbesteuerung ist heftig. Dahinter stehen weit mehr als die zehn Referendumskantone. Mindestens 18 Kantone haben sich gestern dafür ausgesprochen, dass sich die Konferenz der Kantonsregierungen (KdK) gegen die Individualbesteuerung auflehnen soll. Wie viele es genau sind, will die KdK nicht bekannt geben. Aber es müssen mindestens 18 gewesen sein. Wären es weniger, würde die KdK gemäss ihren eigenen Regeln nicht offiziell Position beziehen.

Mehr Arbeit und weniger Einnahmen befürchtet

Die Kantone sehen mit der Individualbesteuerung grosse Probleme auf sich zukommen. Zum einen, weil sie deutlich mehr Steuererklärungen bearbeiten müssten. Man erwartet etwa 1,7 Millionen zusätzliche Dossiers. Das verursacht mehr Arbeit für die Steuer-



Neu würden Mann und Frau separat besteuert, auch wenn sie verheiratet sind. Foto: Getty Images

ämter und erfordere mehr Kontrolleure, kritisieren die Kantone.

Zum andern müssten sie als Folge der Individualbesteuerung ihre eigenen Gesetze anpassen, weil auch sie den Systemwechsel vollziehen müssten. Wie genau sie ihre Tarife und Abzüge ändern würden, ist ihnen überlassen. Sie befürchten aber, dass dies bei ihnen wie beim Bund zu Steuerausfällen führen würde.

Der Bund rechnet mit jährlich 600 Millionen Franken weniger. In den Kantonen wird es wohl auch nicht ohne Abstriche gehen, wenn die kantonsinternen Reformen politisch mehrheitsfähig sein sollen.

Schliesslich hat die Individualbesteuerung auch Auswirkungen auf diverse andere Gesetze. Da-

Die Kantone sehen mit der Individualbesteuerung grosse Probleme auf sich zukommen.

bei stellen sich viele Fragen. Hat etwa eine nicht erwerbstätige Frau künftig Anspruch auf Prämienverbilligungen, weil sie selbst fast kein Einkommen hat? Auch wenn ihr Ehemann eine halbe Million Franken verdient? Und wie verfährt man bei Kita-Vergünstigungen und bei Stipendien für studierende Kinder? All diese Fragen müssten die Kantone klären. Und davor graust ihnen. Zumal

sie sich auf den Standpunkt stellen, dass sie selbst die sogenannte Heiratsstrafe bereits abgeschafft haben – ohne Individualbesteuerung. Stattdessen haben die Kantone ihre Steuertarife angepasst und zum Teil ein Splitting der Einkommen eingeführt. Dasselbe hätten sie vom Bund erwartet.

Der Städteverband widerspricht den Kantonen

Der Städteverband hingegen begrüsst die Individualbesteuerung. Dank ihr würden höhere Arbeitspensen für Zweitverdiener finanziell attraktiver. Dies steigere die Erwerbstätigkeit der Frauen, was sich wiederum positiv auf die Gleichstellung auswirke und die Schweizer Wirtschaft stärke. Der Vorstand des Gemeindeverbands

wiederum verzichtet auf eine Abstimmungsparole.

Die Konferenz der Kantonsregierungen hingegen will sich klar gegen die Steuerreform positionieren. Sie plant, dies mit einer Medienkonferenz Ende Januar zu unterstreichen und dort ihre Einwände vorzubringen. Eine plakative Kampagne ist allerdings nicht vorgesehen. Das verbieten die Regeln der KdK. Diesen zufolge muss die Konferenz der Kantonsregierungen «faktenbasiert und sprachlich zurückhaltend» informieren. Sie spricht sich auch für ein Nein zur SRG-Initiative aus. Denn mit einer Halbierung der finanziellen Mittel könne die SRG ihren Service-public-Auftrag in den Regionen nicht mehr ausreichend erfüllen.

La baisse des taux d'intérêt de la BCE n'a pas profité à l'économie

Éric Albert

Les Etats de la zone euro empruntent à des taux plus élevés qu'il y a un an

Sur le papier, cela aurait dû donner un coup de fouet à l'économie européenne. Entre juin 2024 et juin 2025, la Banque centrale européenne (BCE) a réalisé la plus importante baisse de ses taux d'intérêt sur douze mois (hors crise financière de 2008), passant de 4 % à 2 %. Depuis, elle a marqué une pause, qu'elle a confirmée une nouvelle fois jeudi 18 décembre lors de sa conférence de presse.

Pourtant, cette action musclée, qui aurait dû soutenir l'activité en Europe, peine à se faire sentir. « *L'impact sur le produit intérieur brut a été faible et va probablement rester limité dans les prochains trimestres* », souligne une note de Jack Allen-Reynolds, du cabinet Capital Economics.

L'explication de l'impuissance relative de la BCE est à aller chercher dans le fonctionnement des marchés financiers. Les taux à court terme ont beaucoup baissé – ceux de la banque centrale, donc, allant d'un jour à une semaine, que les banques utilisent pour se refinancer et qui influencent le coût des emprunts dans l'ensemble de l'économie. Mais ce mouvement ne s'est pas répercuté sur les taux d'intérêt à long terme (de cinq à trente ans), comme cela se produit généralement.

Le gouvernement français, par exemple, quand il emprunte sur dix ans – la durée de référence –, paie aujourd'hui un taux d'intérêt de 3,6 %. Il y a un an, c'était 3,2 %. Le paradoxe est clair, la France emprunte plus cher alors que la BCE a baissé ses taux. Le phénomène est accentué par la crise politique et budgétaire française, mais il se réplique à travers toute l'Europe. Le taux allemand est lui-même passé sur un an de 2,3 % à 2,8 %. Le desserrement monétaire de la BCE ne s'est pas répercuté.

Or, ce qui compte vraiment, pour l'économie, c'est justement les taux longs. Pour les prêts immobiliers en particulier, qui sont accordés parfois sur plusieurs décennies, les banques s'alignent dessus. En conséquence, l'action de la BCE s'émousse : dans la zone euro, les emprunts hypothécaires sont passés d'un pic de 4 % fin 2023 à 3,3 % actuellement, une baisse bien moins forte que celle des taux de la banque centrale. Le phénomène est un peu moins net pour les prêts aux entreprises, qui sont accordés à plus court terme.

Derrière ce phénomène se trouve un véritable changement d'ère. Après une quinzaine d'années où les taux d'intérêt étaient proches de zéro, les investisseurs exigent désormais un bien meilleur rendement pour accepter de prêter. C'est ce qu'on appelle une « *prime de terme* ». « *Elle a beaucoup augmenté. Elle était négative, à -0,6 point de pourcentage à la sortie de la pandémie, elle est aujourd'hui de 1,2 point* », explique Michel Martinez, économiste en chef à la Société générale.

Les investisseurs demandent une prime de risque plus élevée parce que les Etats sont de plus en plus dispendieux. A commencer par l'Allemagne, qui a lancé un plan de relance historique, qui pourrait atteindre autour de 800 milliards d'euros sur dix ans. Le pays, qui sert de référence au reste de la zone euro, qui était jusqu'à présent très prudent, a changé de catégorie. Dans son sillage, il entraîne à la hausse les taux d'intérêt de tous les autres pays de la monnaie unique.

Une prime de plus pour la France

Le phénomène s'inscrit sur le long terme, selon M. Martinez, et les marchés financiers n'ont pas fini de s'adapter : « *On pense que la prime de terme va monter à 1,7 point de pourcentage.* » L'Allemagne devrait donc emprunter à plus de 3 %. Pour la France, la valse des premiers ministres et l'incapacité à voter un budget ont ajouté une prime supplémentaire. « *Ses taux d'intérêt devraient dépasser 4 %* », prédit M. Martinez. Dans ce contexte, les difficultés budgétaires du gouvernement français ne pourront qu'empirer.

Un deuxième facteur explique cette hausse des taux d'intérêt de long terme : l'action de la BCE elle-même, qui appuie sur le frein en même temps que l'accélérateur. D'un côté, elle a baissé ses taux d'intérêt. Mais de l'autre, elle réduit son bilan. Pendant la crise de la zone euro, elle avait acheté d'énormes stocks de dettes européennes, afin d'injecter de la liquidité dans le système. Aujourd'hui, elle laisse ces obligations arriver à échéance sans les renouveler. La BCE, qui était un acheteur majeur du marché de la dette européenne, s'est retirée. Désormais, les

investisseurs institutionnels sont donc seuls à acheter l'intégralité des dettes européennes, qui n'arrêtent pas d'augmenter. Plus d'offre d'obligations, moins de demande : les taux d'intérêt ne peuvent que monter.

La BCE réplique qu'elle applique parfaitement son mandat, qui est de maintenir l'inflation autour de 2 % sur le moyen terme. A 2,2 %, l'inflation en zone euro est parfaitement en ligne. L'économie est par ailleurs résiliente, avec 1,4 % de croissance en 2025 et une prévision de 1,2 % en 2026. Christine Lagarde, la présidente de la BCE, souligne en particulier la bonne tenue de l'investissement des entreprises. « *Nous sommes à l'endroit qu'il faut* » (« *we are in a good place* »), estime-t-elle à propos du niveau des taux d'intérêt.

De fait, le problème concerne particulièrement la France, dont la croissance est réduite par le chaos parlementaire et qui connaît une inflation faible. « *Les divergences [d'inflation] sont notables entre la France, 0,9 %, et l'Espagne, 3 %, souligne Sylvain Bersinger, du cabinet Bersingeco. D'une manière plus générale, la situation espagnole [croissance solide et inflation élevée] appellerait à une hausse des taux alors que la situation française [croissance poussive, inflation faible, tension sur les taux souverains] plaiderait pour une baisse des taux.* » Entre les deux, la BCE est obligée d'équilibrer les risques. Il est très improbable qu'elle change de cap à brève échéance. L'économie française ne devra pas compter sur son aide en 2026.

International

Les Suisses n'aiment pas jouer avec le feu

DÉSARMEMENT Selon un sondage mené par l'institut Demoscope, ils sont 70% à souhaiter que la Confédération adhère au traité onusien d'interdiction des armes nucléaires, alors qu'une initiative populaire va être déposée mardi à la Chancellerie fédérale

STÉPHANE BUSSARD

Peu importent les menaces atomiques proférées par le président russe Vladimir Poutine dans le cadre de la guerre en Ukraine. Une majorité de Suisses sont favorables à ce que la Suisse signe et ratifie le Traité de l'ONU sur l'interdiction des armes nucléaires (TIAN) adopté par les Nations unies en 2017 à New York. C'est le résultat d'un sondage réalisé en novembre par Demoscope sur un échantillon représentatif de 1000 personnes et que *Le Temps* présente en exclusivité. L'enquête d'opinion est sans appel: à la question «Etes-vous favorable à ce que la Suisse adhère au TIAN?», 46% des sondés disent clairement oui et 24% plutôt oui pour un total d'avis favorables de 70% alors que les personnes interrogées sont 18% au total à exprimer un «non».

Cet état des lieux n'est pas sans importance. Mardi 23 décembre, ICAN (la Campagne internationale pour l'abolition des armes nucléaires), ONG genevoise nobélisée en 2017 ainsi que l'Alliance pour l'interdiction des armes nucléaires déposeront à la Chancellerie fédérale une initiative ayant récolté 135 000 signatures afin que le peuple se prononce sur l'adhésion au TIAN.

Aucun Röstigraben

Que les personnes interrogées vivent en Suisse alémanique ou en Suisse romande, en ville, dans une agglomération ou à la campagne importe peu. Les Suisses ont en majorité le sentiment qu'il paraît raisonnable d'interdire l'une des armes de destruction massive les plus dévastatrices que l'humanité ait jamais conçue. La dévastation des villes japonaises d'Hiroshima et de Nagasaki en août 1945 par des bombes nucléaires lâchées par les Etats-Unis peut paraître lointaine, la peur d'un cataclysme atomique



Tir d'essai du missile balistique intercontinental russe Sarmat, capable d'emporter une dizaine d'ogives nucléaires. (PLESETSK, 24 AVRIL 2022/IMAGO)

demeure. En Suisse alémanique, 69% des sondés disent «oui» et «plutôt oui» à une ratification du traité. En Suisse romande, le pourcentage monte à 72%: 70% des citadins de tout le pays sont en faveur du TIAN et 67% des habitants de la campagne. Peu de différence aussi entre hommes et femmes, les premiers étant 51% à dire «oui» et 22% à dire «plutôt oui», les femmes étant respectivement 41% et 27% à être favorables au traité international. En termes d'âges, les plus de 55 ans (74%) plébiscitent une interdiction des armes nucléaires même si les jeunes entre 15 et 34 ans sont tout de même 67% à plaider pour une adhésion.

D'habitude, les questions liées à l'armement sont plutôt tranchées

Les résultats les plus étonnants du sondage sont à la droite de l'échiquier politique

de manière claire entre la gauche (défavorable) et la droite (favorable). Le sondage de Demoscope ne manque toutefois pas de surprendre. Les résultats les plus étonnants sont à la droite de l'échiquier politique. Parmi les électeurs de l'UDC, 26% disent «oui» et 25% disent «plutôt oui» pour un total de

51%. Chez les électeurs du PLR, le pourcentage total des sondés favorables au traité est de 68% (35% + 33%), chez ceux du Centre, il est de 78% (40% + 38%). A gauche, les scores sont plus attendus: les électeurs verts et socialistes sont 92% (77% + 15%) à vouloir que le Conseil fédéral approuve le traité onusien.

A l'aube du dépôt de l'initiative, ces résultats devraient interpellier l'exécutif fédéral. L'an dernier, il avait refusé de s'exprimer définitivement sur le sujet. Or, en 2017, au siège des Nations unies à New York, les diplomates helvétiques avaient voté en faveur de l'adoption du traité. Et en 2018, les deux Commissions de politique extérieure du Conseil national et du Conseil des Etats avaient approuvé

une motion du socialiste genevois Carlo Sommaruga exhortant le gouvernement à signer et ratifier le TIAN. Mais celui-ci a préféré décider de ne pas décider. Cette fois toutefois, c'est le peuple qui tranchera à sa place.

Refus des Etats nucléaires

Pourquoi cet attentisme du gouvernement? ICAN croit en connaître les raisons. Les puissances nucléaires attestées par le Traité sur la non-prolifération des armes nucléaires (TNP), en particulier les Etats-Unis et la France, ont exercé des fortes pressions sur Berne pour qu'il n'adhère pas au TIAN. Le conseiller fédéral Ignazio Cassis, chef du Département fédéral des

affaires étrangères, n'a jamais montré un grand enthousiasme envers le traité onusien contrairement à ses prédécesseurs Micheline Calmy-Rey et Didier Burkhalter. Une enquête avait d'ailleurs été menée à l'interne pour vérifier si le traité d'interdiction était compatible avec le TNP. Des voix à Berne semblaient dire que le TIAN serait de nature à affaiblir le régime de non-prolifération dont le maintien est une priorité pour la Suisse. Or, précise Florian Eblenkamp, chargé du plaidoyer à ICAN, tous les Etats membres du traité onusien sont également parties au TNP. A ce jour, 74 Etats ont ratifié le TIAN, 95 autres l'ont signé dont 25 ont lancé des procédures de ratifications.

Aucun Etat nucléaire officiel (reconnu par le TNP), ni aucune puissance nucléaire non officielle n'entendent signer le traité. Le rapprochement de la Confédération avec l'OTAN entamé de manière plus volontariste sous la conseillère fédérale Viola Amherd n'est pas étranger aux réticences du Conseil fédéral. Florian Eblenkamp le souligne pourtant: une coopération accrue de la Suisse avec l'OTAN n'entrave en rien une ratification du traité d'interdiction. L'Irlande, l'Autriche et Malte sont tous trois Etats parties du TIAN, mais coopèrent étroitement avec l'OTAN. «Ce traité, conclut-il, s'inscrit pleinement dans la tradition humanitaire de la Suisse.»

La votation sur le sujet n'aura sans doute pas lieu avant 2028-2029. Entre-temps, il y aura les élections fédérales de 2027 lors desquelles le PLR n'est pas sûr de conserver son deuxième siège. Or tant l'UDC, qui voit dans le TIAN une manière de se tenir à l'écart de l'OTAN, que Le Centre semblent plus prompts à aller dans le sens du peuple en faveur du traité de l'ONU. ■

Subvention aux HES: un référendum est lancé

Formation Le parlement a validé, vendredi, le contrat de prestation amputé de 2 millions de francs. La Jeunesse socialiste se mobilise.

Léa Frischknecht

Il s'agit vraisemblablement d'une première à Genève. Un référendum a été lancé par la section genevoise des Jeunesses socialistes (JSG) contre un contrat de prestation, a appris la «Tribune de Genève». Il s'agit de celui qui lie l'État et la Haute École spécialisée de Suisse occidentale Genève (HES-SO Genève), voté le 12 décembre par le Grand Conseil.

Une partie de l'hémicycle reproche à l'Exécutif d'avoir retourné sa veste. Étudié par la Commission des finances depuis le début de l'année, le projet de loi pour le contrat de prestation entre la HES-SO Genève et le Canton prévoyait le versement annuel d'une subvention de 35 millions de francs. Mais en juin 2025, «coup de théâtre», selon le rapporteur de majorité MCG François Baertschi: l'Exécutif demande, dans un amendement, de réduire cette enveloppe de 2 millions de francs.

«Flibusterie politique»

Un changement de position lié à la hausse des taxes d'études, décidée en 2024 par le Comité gouvernemental de la HES-SO, soit



Le 1^{er} octobre, des étudiants avaient manifesté contre les coupes budgétaires. Laurent Guiraud

les conseillers d'État romands chargés de la formation. Depuis la rentrée 2025, les étudiants suisses des HES genevoises paient 750 francs par semestre au lieu de 500 francs auparavant (+40%). Pour les élèves étrangers, les frais d'écologie sont passés à 1050 francs, soit une hausse de

110%. Ces augmentations ont été vainement combattues par les étudiants, avec, notamment, une semaine de grève en septembre. Elles devraient rapporter 3 millions de francs à l'institution. «Lorsque nous avons appris ce que la hausse des taxes allait rapporter à la HES-SO Genève, nous

nous sommes dit qu'au vu de la situation budgétaire actuelle, nous pouvions lui demander de renoncer à 2 millions de plus», a justifié la conseillère d'État Anne Hiltbold, vendredi, devant le Grand Conseil.

Pour le député socialiste Grégoire Carasso, il s'agit là d'une «flibusterie politique». «Lors de la première version du projet de loi, le Conseil d'État nous a indiqué que les 3 millions liés à la hausse des taxes serviraient

aux étudiants, notamment pour celles et ceux en situation de précarité. Cinq mois plus tard, sur fond de mesures d'austérité, on leur enlève 2 millions.»

La conseillère d'État chargée du DIP refuse de parler de «coupes» pour la HES-SO. Elle rappelle que l'institution bénéficiera toujours d'un million supplémentaire pour venir en aide à ses élèves en difficulté financière. Si le texte a été refusé en Commission des finances, il a finalement été accepté en plénière par 50 oui contre 44 non.

Pas de consensus

C'est donc la Jeunesse socialiste qui reprend le combat avec son référendum «Non aux coupes dans la formation à la HES-SO Genève». «Cette coupe dans la subvention, couplée à la hausse des taxes, revient à dire que c'est aux étudiants de financer leurs études, souligne Adrien Rastello, secrétaire de la JSG. Ce n'est pas acceptable.»

Lui-même ancien étudiant de la HES-SO, à l'école d'infirmier, Adrien Rastello se souvient pourtant bien de sa remise de diplôme et du discours de la conseillère d'État chargée du DIP. «Anne Hiltbold nous a dit que nous sortions d'une filière importante, qu'il fallait revaloriser. Moins d'un an après, elle propose des coupes pour toutes

les hautes écoles. C'est à se demander quelle politique elle veut mettre en place.»

La volonté de l'Exécutif interpelle d'autant plus qu'elle ne semble pas avoir été prise d'un commun accord avec la HES-SO Genève. C'est ce qui ressort du rapport de commission, dans lequel Claire Baribaud, directrice générale par intérim, indique que les motivations du DIP sont «difficilement compréhensibles» pour l'institution.

Auditionnée par les députés, elle a également rappelé que tous les directeurs d'école s'étaient positionnés contre la hausse des taxes pour les étudiants. Avec cet argent dont elle ne voulait initialement pas, la HES-SO entendait proposer des aides financières pour ses élèves, proposer des cours de soutien ainsi que développer le centre de santé et le pôle social pour le soutien aux étudiants.

Mais le référendum contre le projet de loi pourrait-il mettre en péril l'ensemble du contrat de prestation? Tant Adrien Rastello que Grégoire Carasso assurent qu'une victoire dans les urnes ne mènerait pas à un abandon de la subvention. «Le Conseil d'État n'aurait pas d'autre choix que de revenir avec un projet de loi sans cette réduction de 2 millions de francs», explique le jeune socialiste.

Plus d'un quart des véhicules vont trop vite dans les zones 30

Circulation Les zones à vitesse réduite sont plus dangereuses que prévu, selon les contrôles.

Emilien Ghidoni

Il y a quelques années, la «Tribune de Genève» rapportait qu'il était difficile de contrôler les zones 30 à travers la ville. La bonne nouvelle, c'est qu'il y a du mieux. En réponse à une question écrite du député socialiste Matthieu Jotterand, le Conseil d'État indique que cette année, près de 120 contrôles de vitesse ont été réalisés sur ces tronçons. En revanche, les résultats ne sont pas reluisants du tout.

Sur les 516'902 véhicules contrôlés par la police dans les zones 30 km/h, 139'822 d'entre eux étaient en infraction. Plus d'un quart des automobilistes et motocyclistes ne respectaient donc pas la limitation de vitesse.

Efficacité des radars mobiles

Les radars installés le long des tronçons limités à 20 km/h relèvent une tendance semblable. Là aussi, sur les 2163 véhicules contrôlés, 534 d'entre eux allaient trop vite (24%).



Près de 120 contrôles ont été réalisés dans les zones 20 et 30 en 2025.

Autre fait intéressant: les radars fixes disséminés à travers le canton ont relevé 304'141 infractions pour 60'254'841 véhicules contrôlés, soit un taux de... 0,5%. A contrario, les radars mobiles (incluant les nouveaux systèmes à laser) ont flashé 27'725 voitures et motos sur les 295'008 contrôlés. Les contrevenants représentent cette fois 9,4% des contrôles.

«C'est la preuve que les radars fixes sont totalement inefficaces, estime Matthieu Jotterand, auteur de la question écrite. Autant installer des dos d'âne. Il faut plutôt investir dans des radars mobiles, puisque ce sont visiblement les seuls capables de repérer les infractions.» Le fait que ces excès de vitesse sont commis dans des zones 20 ou 30 est inquiétant, car ce sont souvent des

axes où les passages pour piétons ont été supprimés.

Fixette sur les trottinettes

Pour le député, ces résultats montrent que malgré les clichés tenaces selon lesquels les cyclistes seraient particulièrement dangereux, l'irrespect des règles de circulation concerne bel et bien tous les modes de transport. Malgré cela, l'accent semble être surtout mis sur le contrôle des trottinettes électriques, avec 771 engins du genre mis à la fourrière depuis le début de l'année.

«La police communique à tour de bras sur les actions de répression envers les trottinettes et vélos électriques. C'est bien, mais on constate avec ces chiffres que les problèmes proviennent de partout. Alors pourquoi faire une fixette sur les deux-roues électriques?» Il estime aussi que, vu le grand nombre d'excès de vitesse constatés, cela entraîne un report malheureusement logique des vélos sur les trottoirs, par souci de sécurité.

Où mettra-t-on tous ces Genevois en 2050?

TERRITOIRE Le canton attend jusqu'à 150 000 nouveaux habitants d'ici deux décennies, sans savoir où les loger. Le plan directeur cantonal 2050, en cours d'élaboration, a tout de l'équation insoluble. La tâche du nouveau conseiller d'Etat Nicolas Walder est immense

THÉO ALLEGREZZA

Les projections sont sans équivoque. Genève est voué à accueillir entre 70 000 (scénario bas) et 150 000 (scénario haut) habitants supplémentaires d'ici à 2050, d'après l'Office cantonal de la statistique. A cet horizon, le canton devrait dépasser 600 000 résidents et son agglomération, le fameux Grand Genève (qui englobe les communes françaises frontalières et celles du district de Nyon), avoisiner la barre de 1,5 million, boostée par la création de 160 000 emplois.

«Il va falloir trouver une formule magique pour concilier des objectifs antagonistes»

MICHEL SCHMIDT, PRÉSIDENT DE L'ASSOCIATION PIC-VERT

Des chiffres qui donnent le vertige, alors que le canton du bout du Léman est déjà en proie à une sévère pénurie de logements. Le taux de vacance y est le plus bas de Suisse, à 0,34%. Engoncé entre le lac et le Salève, l'attractif Genève se démène sur un territoire étriqué (282 km² seulement, six fois moins que Zurich), parmi les plus denses d'Europe. Où entend-il héberger cet afflux de travailleurs? C'est à cette équation presque insoluble que doit répondre le plan directeur cantonal 2050, dont l'élaboration entrera dans le vif du sujet l'an prochain.

Les trois «réserves»

«Ça va être très compliqué», résume le député UDC Florian Dugerdil. Président de la Commission de l'aménagement du Grand Conseil, il explique que le sujet fera l'objet de plusieurs auditions dès le début de 2026, à commencer par celle très attendue du nouveau conseiller d'Etat, Nicolas Walder, «si possible dès le mois de janvier». «Nous attendons avec impatience de connaître ses orientations», fait-il savoir, confiant toutefois avoir «l'impression qu'il s'ins-



D'ici à 2050, le canton devrait dépasser 600 000 résidents et le Grand Genève avoisiner la barre de 1,5 million. Ici, la Cité du Lignon. (VERNIER, 25 JANVIER 2025/NORA TEYLOUNI/LE TEMPS)

crira dans une magnifique continuité».

Celle de son collègue de parti Antonio Hodgers, évidemment. L'écologiste a régné sur le Département du territoire (DT) durant les douze dernières années. A l'automne 2024, il a livré sa vision du nouveau plan directeur. «Nous devons assumer que nous ne sommes pas une petite ville, mais que nous nous trouvons au cœur d'une métropole», a-t-il martelé lors des Assises du développement. A l'époque, le chiffre de 2800 logements de plus par an circule. Un objectif pour le moins ambitieux. Car si Genève est monté jusqu'à un ratio annuel de 3500 au début des années 2020, c'est à la faveur d'une ère de grands projets arrivant à son terme. La dernière à avoir pu s'étendre sur la zone agricole, désormais strictement protégée par Berne et sa LAT (loi fédérale

sur l'aménagement du territoire).

Pour l'avenir, trois «réserves» ont été identifiées. La première: le PAV (Praille-Acacias-Vernets). Ce nouveau «morceau de ville» doit contribuer à hauteur de 12 000 logements, mais leur construction s'étalera sur plusieurs décennies, un chantier gigantesque et complexe, tributaire du départ des entreprises installées sur cette friche industrielle. La deuxième: les zones de développement déjà déclassées en périphérie (25 000 logements). Enfin, la troisième réserve n'est autre que la zone villas, avec un gain potentiel estimé à 22 500 logements.

Objectifs légaux revus à la hausse

Voilà pour la théorie. Dans la pratique, les choses sont plus compliquées. Aujourd'hui, le DT relativise ces chiffres. «Il s'agis-

sait d'estimations théoriques calculées à l'échelle du Grand Genève et surévaluées car elles n'intègrent pas de temporalité de réalisation ni les besoins en équipement et espaces nécessaires à la qualité de vie», informe sa porte-parole, Pauline de Salis. Pour la première fois, le plan directeur 2050 fait de la préservation de l'environnement un de ses axes cardinaux.

Bien que «surévaluées», ces estimations ne prenaient pas en compte la pénurie actuelle. Selon nos informations, lors d'une séance en août, le Conseil d'Etat a invité le DT à l'intégrer aux «objectifs légaux» du plan directeur 2050. Traduction: revoir à la hausse les besoins de logements – au détriment inévitable des aspirations environnementales, comme la biodiversité, l'arborisation et la lutte contre les îlots de chaleur.

«Il va falloir trouver une formule magique pour concilier des objectifs antagonistes», commente Michel Schmidt, président de Pic-Vert, qui rassemble 3000 propriétaires de biens individuels. L'association promet d'avancer des propositions «concrètes». Elle vient aussi de recevoir les résultats d'études qui démontrent l'existence de couloirs biologiques au sein de zones villas. Bien entendu, elle espère qu'ils seront préservés.

La zone villas, combat du siècle

Si les zones villas se retrouvent dans le viseur des autorités, ce n'est pas pour rien. Elles représentent presque la moitié de la surface constructible du canton, tout en n'hébergeant que 13% de la population. Sa densification s'effectue à marche forcée. «C'est très sensible. Dès qu'un magistrat

s'y frotte, les associations se mobilisent et les recours pleuvent», observe le député LJS (Libertés et justice sociale) Raphaël Dunand. Pour preuve: le plan directeur 2030 ambitionnait d'aménager 11% de la zone villas. Il n'en aura transformé que 1%, l'équivalent d'un millier de logements. Durant la campagne électorale, Nicolas Walder a répété qu'il n'avait «pas de tabou», se disant partisan «d'une densification d'environ 10%». «Il n'y a pas de solution simple et prête à l'emploi», admet le Vert, qui prône «le partenariat».

Outre des associations sur le pied de guerre, le parlement est loin de se montrer unanime quant au sort de la zone villas. «Il n'y a pas de consensus à droite à ce sujet», reconnaît l'UDC Florian Dugerdil. Pour le député PLR Geoffray Sirolli, il faut procéder «au cas par cas, en privilégiant les lieux à proximité des axes de transports publics». «Raser des villas dans des petites communes comme Collonge-Bellerive et Anières, où les routes sont déjà saturées, n'a aucun sens», dit-il.

Vote populaire

A gauche, même si certaines voix discordantes se font entendre, notamment chez Les Vert-e-s, le besoin en «logements abordables pour toute la population» prévaut. «On n'a pas vraiment le choix», insiste la socialiste Caroline Renold. Selon elle, la zone villas met la droite «face à ses contradictions et à ses tentatives de séduire différents électorats». «Les intérêts des promoteurs et ceux des propriétaires divergent», fait-elle remarquer.

Il se trouve que leurs intérêts convergent dans le cadre du projet immobilier de Seymaz-Sud, un terrain de 40 000 m² proche de la gare de Chêne-Bourg, déclassé récemment par le Grand Conseil. Or, la gauche l'a attaqué par référendum, au motif qu'il ne se ferait pas en zone de développement, avec des prix contrôlés, mais en zone ordinaire. «De cette façon, les propriétaires ne perdront pas d'argent. Mais la gauche préfère tout bloquer par dogmatisme», s'agace Geoffray Sirolli. L'objet sera donc soumis à une votation l'an prochain. 2026, nouvelle année de bataille sur le front du logement au bout du lac. ■

Les dons affluent pour le collisionneur du CERN

Sciences Les promesses privées atteignent près de 1 milliard de dollars et émanent de grands noms de la tech ainsi que de l'industrie automobile. Une situation inédite qui ne fait néanmoins pas oublier les différentes inquiétudes autour du projet.

Aymeric Dejardin-Verkinder

Le Futur collisionneur circulaire (FCC) vient de recevoir un soutien inédit: des promesses de dons privées totalisant 860 millions d'euros, soit environ 1 milliard de dollars, annonce l'Organisation européenne pour la recherche nucléaire, plus connue sous l'acronyme du CERN.

Pour la première fois, «des donateurs du secteur privé souhaitent s'associer au CERN», souligne sa directrice générale, Fabiola Gianotti, qui parle d'«un instrument de recherche extraordinaire». Ces fonds privés viendraient compléter le financement public d'un projet estimé à environ 15 milliards d'euros pour sa première phase.

«Repousser les limites»

Derrière ces engagements figurent la Fondation Breakthrough Prize, liée à plusieurs figures de la tech comme Sergey Brin (cofondateur de Google), Mark Zuckerberg (Facebook) et son épouse Priscilla Chan, le fonds Eric et Wendy Schmidt pour l'innovation stratégique,

de l'ex-PDG de Google et de son épouse, ainsi que les entrepreneurs John Elkann, patron de la holding Exor et président de Ferrari et Stellantis, et le Français Xavier Niel, fondateur du groupe de télécoms Iliad (Free).

Pour S. Pete Worden, président de la Fondation Breakthrough Prize, «comprendre la nature fondamentale de notre univers est notre mission commune à tous», et le FCC doit devenir «l'instrument scientifique le plus puissant de l'histoire». Le FCC «pourrait repousser les limites de la connaissance», avec des technologies promises à de «grands bienfaits pour la société», estime pour sa part Eric Schmidt.

Pour rappel, le FCC, un anneau souterrain d'environ 91 kilomètres creusé entre 100 et 300 mètres de profondeur sous la région franco-genevoise, et le Léman, doit prendre le relais de l'actuel LHC (ndlr: le Grand Collisionneur de hadrons) vers le milieu des années 2040.

Dans une première phase, il ferait entrer en collision des électrons et des positrons avec une

Le projet du nouvel accélérateur de particules



G. Laplace. Source: CERN.

intensité et une précision bien supérieures à celles du LHC, afin de mesurer plus finement le boson de Higgs, tester les limites

du modèle standard et, éventuellement, dévoiler une «nouvelle physique». À plus long terme, le même tunnel pourrait accueillir

un collisionneur de protons encore plus puissant, tout en générant des retombées technologiques dans la médecine, l'informatique ou l'énergie.

Soumis à condition

Les dons annoncés jeudi ne garantissent toutefois pas la réalisation de l'accélérateur: le projet reste soumis à la mise à jour de la stratégie européenne de physique des particules, attendue en 2026, puis à une décision des États membres du CERN vers 2028.

Cette annonce intervient dans un contexte où le FCC suscite des inquiétudes au niveau local. En Suisse comme en France voisine, associations environnementales et collectifs d'habitants pointent le volume de déblais – soit environ 8 millions de mètres cubes de molasse – à transporter et à stocker, l'emprise au sol des huit grands sites de surface ainsi que l'impact paysager près de zones agricoles ou naturelles.

Le CERN répond qu'il travaille à un «recyclage intelligent» de la molasse (briques, isolation, usages agricoles) ainsi qu'à des

intégrations paysagères pour limiter la visibilité des installations.

L'autre grande préoccupation concerne l'énergie. Certains opposants évoquent une consommation de l'ordre de 4 TWh par an pour la seconde phase, soit celle d'une ville de 700'000 habitants, à rebours des objectifs de sobriété et de transition énergétique.

«Déni démocratique»

De son côté, le CERN avance une consommation d'environ 2 TWh/an pour la première phase, en insistant sur les efforts d'efficacité énergétique et les projets de récupération de chaleur pour alimenter des réseaux locaux.

Les critiques dénoncent enfin des marges de recours limitées dans le cadre du plan sectoriel de la Confédération et parlent de «déni démocratique».

L'organisation répond en multipliant les séances d'information publiques et en intégrant «l'acceptation sociale» parmi les critères pris en compte avant la décision finale, attendue autour de 2028.

US-Beamter äussert Verständnis für die Schweiz

Neben der Drohung mit höheren Zöllen, falls bis Ende März kein Abkommen vorliegt, sind auch versöhnliche Töne zu vernehmen

THOMAS SCHLITTLER

Auf eines ist bei der US-Regierung unter Donald Trump Verlass: Alles kommt anders, als man denkt. Mitte November hatten die Vereinigten Staaten in einer unverbindlichen Absichtserklärung mit der Schweiz zugesagt, die Zölle auf Schweizer Güter von 39 auf 15 Prozent zu senken. Doch es verging mehr als ein Monat, bis das Büro des US-Handelsbeauftragten (USTR) Jamieson Greer das Versprechen tatsächlich umsetzte. Erst in dieser Woche wurde der US-Zoll angewiesen, die Senkung vorzunehmen.

Die dazugehörige Notiz brachte für die Schweiz jedoch die nächste unangenehme Überraschung. Die USA verlangen, dass bis Ende März aus der unverbindlichen Absichtserklärung ein verbindliches Abkommen wird – andernfalls droht eine erneute Zollerhöhung. In dem Dokument des USTR heisst es wörtlich: «Falls das Abkommen bis zum 31. März 2026 nicht erfolgreich verhandelt ist, werden die Vereinigten Staaten die Änderungen (die Zollsenkung auf 15 Prozent, Anm. d. Red.) gegebenenfalls überprüfen und erneut in Erwägung ziehen.»

Noch drei Monate Zeit

Damit bleiben der Schweiz etwas mehr als drei Monate, um die Forderung zu erfüllen. In Bern hatte man mit dem Zeitdruck der USA gerechnet und entsprechend vorwärtsgemacht. Der Bundesrat verabschiedete das Verhandlungsmandat für einen rechtlich verbindlichen Zoll-Deal bereits Anfang Dezember. In dieser Woche gaben auch die Aussenpolitischen Kommissionen beider Parlamentskammern grünes Licht. Dies nach ausführlicher Diskussion über Investitionsversprechen, Übernahmen von Sanktionen und Chlorhühner, aber am Ende mit deutlicher Zustimmung.

Doch es gibt ein Problem: Niemand scheint genau zu wissen, was die US-Regierung konkret meint mit «erfolgreich verhandelt» (auf Englisch «successfully



Unter Umständen wird in der Schweiz das Stimmvolk über ein Handelsabkommen mit den USA befinden müssen. Im Bild die Landsgemeinde in Appenzell.

GIAN EHRENZELLER / KEYSTONE

negotiated»). Müssen sich nur das Seco und das USTR finden? Oder braucht es bereits die Zustimmung des Bundesrates?

Das Wirtschaftsdepartement von Guy Parmelin, dessen Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) die Verhandlungen führt, kann oder will dazu keine Auskunft geben. Auf die Anfrage der NZZ, wie «successfully negotiated» zu verstehen sei, erklärt das Departement lediglich: «Die gemeinsame Absicht ist, rasch substanzielle Fortschritte zu erzielen.» Eine genauere Definition erfolge «zum jetzigen Zeitpunkt» nicht.

Einen Hinweis hatte das Wirtschaftsdepartement jedoch bereits früher geliefert. So beziehe sich die gesetzte Frist auf den Abschluss der Verhandlungen, nicht auf die Ratifizierung eines Abkommens. Das Seco betonte wiederholt, dass die Amerikaner wüssten, dass in der Schweiz sowohl das Parlament als auch – gegebenenfalls – das Volk das letzte Wort haben. Dieser institutionelle Prozess könne sich naturgemäss hinziehen.

Von offizieller amerikanischer Seite wurde dies bisher nie bestätigt. Nun sagt ein mit den Gesprächen vertrauter US-

Beamter gegenüber der NZZ, die Vereinigten Staaten seien sich bewusst, dass die Schweiz ein parlamentarisches Verfahren durchlaufen müsse, bevor ein Abkommen auf schweizerischer Seite in Kraft trete.

Diese Aussagen aus dem Umfeld der verantwortlichen Behörde USTR nähren die Hoffnung, dass die amerikanischen Verhandlungsführer tatsächlich bereit sind, Rücksicht auf die politischen Abläufe des Partners zu nehmen. Ob dies auch für Präsident Trump gilt, bleibt offen. Seine Stimmung dürfte in den kommenden Wochen stark davon abhängen,

wie der Supreme Court, der Oberste Gerichtshof der USA, über mehrere umstrittene Regierungsentscheide entscheidet. Dabei geht es nicht zuletzt um die Frage, ob Trumps weitreichende Zollerhöhungen gegenüber fast allen Ländern der Welt verfassungskonform waren.

Warten auf den Supreme Court

Für die Schweiz bringt das zusätzliche Unsicherheit, wie Simon Michel, Unternehmer, FDP-Nationalrat und Mitglied der Aussenpolitischen Kommission, betont: «Wenn wir den Staatsvertrag mit den USA voreilig in Kraft setzen, zementieren wir die aktuellen Zölle von 15 Prozent – obwohl unklar ist, ob diese mit dem amerikanischen Recht vereinbar sind.» Die Schweiz solle deshalb abwarten, bis der Supreme Court ein Urteil gefällt hat. «Sonst zahlen wir am Ende dauerhaft drauf, während die EU und andere Länder später vielleicht gar keine Zölle mehr bezahlen müssen.»

Da das Ratifizierungsverfahren in der Schweiz aufgrund gesetzlicher Abläufe voraussichtlich bis 2027 dauern wird, erscheint es zwar unwahrscheinlich, dass in den USA bis dahin weiterhin rechtliche Unsicherheiten über die Zölle bestehen. Gleichwohl behält der Bund die Entwicklung genau im Blick. «Das Seco verfolgt die juristischen und politischen Entwicklungen in den USA mit Bezug auf Zusatzzölle genau», erklärt ein Sprecher. Allfällige Änderungen würden im Verlauf der Verhandlungen «berücksichtigt und antizipiert».

Der Zeitdruck bleibt dennoch erheblich. Für die Schweiz steht viel auf dem Spiel: Gelingt keine Einigung bis zum 31. März, könnten die Zölle rasch wieder steigen. Die diplomatischen Beziehungen zwischen Bern und Washington erleben damit einen neuen Stresstest – mitten in einem amerikanischen Wahljahr, dessen Dynamik kaum vorhersehbar ist. Doch wer die US-Regierung unter Trump kennt, weiss: Auf Planbarkeit sollte man sich besser nicht verlassen.

Google et Apple franchissent un cap dans la traduction en temps réel

TECHNOLOGIE Grâce aux progrès de l'intelligence artificielle, la traduction instantanée devient plus naturelle, plus contextuelle et surtout plus invisible. Google muscle Google Translate avec Gemini, tandis qu'Apple transforme ses AirPods en interprètes

ANOUGH SEYDTAGHIA

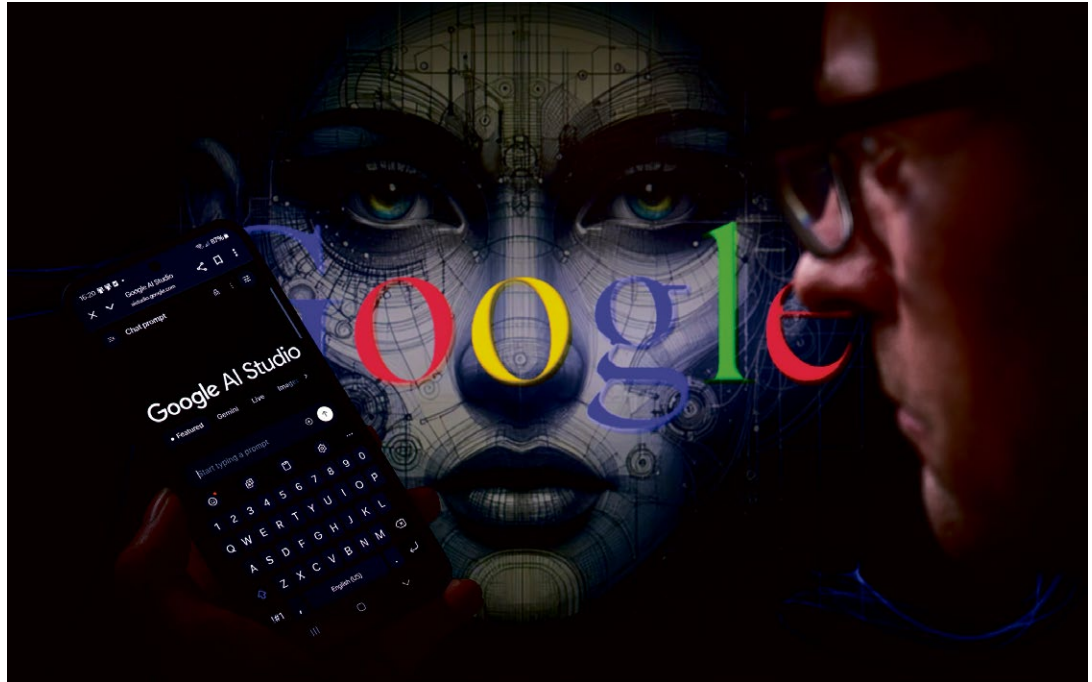
Il y a peu, imaginer que l'intelligence artificielle (IA) permettrait de correspondre, dans sa langue et en direct, avec des personnes parlant chinois, espagnol ou coréen semblait quasi magique. Fin 2025, c'est déjà une réalité, grâce aux progrès affichés récemment par Google et par Apple. L'interprétation en direct est clairement le domaine phare où l'IA démontre sa puissance et son utilité.

Le 12 décembre, Google a annoncé une mise à jour majeure de son service Translate, intégrant les capacités les plus puissantes de son intelligence artificielle Gemini. Dans un billet officiel, Google promet des traductions à la fois «plus intelligentes, plus naturelles et plus précises». L'une des limites historiques des outils automatiques est de traiter les phrases comme une simple succession de mots à transposer. Fini, ou presque, le mot à mot, place à la compréhension des expressions dans leur globalité.

Disponibilité progressive

Cette amélioration s'applique au texte dans Google Translate, dans Search, ainsi que sur le web. L'expérience est initialement déployée entre l'anglais et près de 20 langues majeures, incluant l'espagnol, le chinois, le japonais ou l'allemand, avec une disponibilité progressive.

La nouveauté la plus spectaculaire annoncée par Google est une version bêta de traduction vocale en temps réel, qui permet d'entendre les traductions instantanément dans ses écouteurs. Contrairement aux approches antérieures limitées à certains appareils, Google précise que cette expérience fonctionne avec tous les écouteurs dotés d'un micro, qu'il s'agisse de modèles filaires ou sans fil, et même a priori sur les AirPods



La nouveauté la plus spectaculaire annoncée par Google est une version bêta de traduction vocale en temps réel.
(JONATHAN RAA/NURPHOTO)

d'Apple. Google décrit cette capacité comme une traduction qui préserve le ton, l'emphase et la cadence du locuteur, rendant l'échange plus naturel.

Le principe est simple: en ouvrant l'app Translate, en sélectionnant «Live translate» et en mettant ses écouteurs, l'utilisateur peut obtenir la traduction vocale quasi immédiate d'une conversation, d'un discours ou même d'un contenu multimédia – sans manipuler son smartphone ou lire un écran.

Actuellement, cette expérience bêta est disponible sur Android dans plusieurs pays, dont les États-Unis, le Mexique et l'Inde, avec la promesse d'une arrivée sur iOS (iPhone) en 2026 et une extension à d'autres régions du monde. Cette capacité couvre notamment plus de 70 langues, ce qui élargit considérablement son champ d'usage.

Concurrence à Duolingo

Simultanément, Google enrichit aussi les outils d'apprentissage des langues intégrés à Translate: l'application permet désormais de suivre ses progrès, de pratiquer son vocabulaire et sa compréhension orale, ainsi que de

recevoir des retours personnalisés, à l'image de services d'apprentissage dédiés. Clairement, Google veut concurrencer des services comme Duolingo.

Du côté d'Apple, une stratégie plus fermée mais tout aussi convaincante est déployée. Les AirPods récents (AirPods Pro 3, AirPods Pro 2 et AirPods 4 avec réduction de bruit active) intègrent une fonction de traduction en temps réel en face-à-face via Apple Intelligence. Contrairement à Google, cette expérience est ancrée dans l'écosystème Apple et exploite étroitement les iPhone et AirPods.

Cette fonctionnalité était déjà disponible en Suisse, avant que son déploiement officiel soit annoncé dans l'Union européenne. Après des ajustements réglementaires liés au Digital Markets Act, Apple a étendu la fonctionnalité à l'UE.

Concrètement, il suffit de porter des AirPods compatibles, connectés à un iPhone récent, et d'ouvrir l'application Traduire d'iOS. En sélectionnant le mode «En direct», l'utilisateur choisit la langue parlée par son interlocuteur et celle dans laquelle il souhaite entendre la traduction. La conversation peut

alors commencer presque immédiatement.

Approches différentes

Une fois la fonction prête, la traduction peut être lancée sans toucher l'écran: par une pression prolongée sur les AirPods ou simplement en s'adressant à Siri. Les propos de l'interlocuteur sont captés par les micros des écouteurs, traduits en temps réel par l'iPhone, puis restitués directement dans l'oreille, avec un léger décalage mais sans interrompre le flux de la discussion. L'écran du téléphone peut, si nécessaire, afficher simultanément la transcription et la traduction, utile lorsque l'autre personne ne porte pas d'écouteurs.

Les approches de Google et d'Apple diffèrent sur le plan architectural: Google joue l'ouverture en rendant sa traduction accessible à tous les écouteurs, Android et autres, avec un traitement cloud et des modèles à grande échelle. Apple, en revanche, préfère une intégration serrée sur ses propres appareils, avec des traitements locaux pour optimiser la latence et renforcer la confidentialité. ■